

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 26. May 1832.

63

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M. oder ohne Kursfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kursfer für das In- und Ausland versendet.

Das Greyerzer Ländchen.

Es liegt in der vielbereisten Schweiz ein kleines Land, das wenig gekannt ist und noch weniger besucht wird, weil es von dem Hauptzug abliegt, der zwar in die bedeutenden Städte an dem Vierwaldstädtersee, ins Berner Oberland, nach Genf und Chamouny führt, aber nicht in ein entlegenes Thal, wo keine Gletscher, Seen, und treffliche Tafeln zu haben sind, wo aber ein trefflicher Schlag Menschen wohnt, deren Eigenthümlichkeit die Heuschreckenzüge der Fremden noch nicht platt gedrückt haben.

Und doch war in diesem Thale schon eine auffallende Civilisation heimisch, als da noch Oede und Wildniß war, wo jetzt die Städte Freyburg und Bern stehen, ja es finden sich unwiderlegliche Spuren in dem Greyerzer Patois, daß eine griechisch redende Colonie, freylich unbekannt woher und wann, in diese Gegend gedrungen ist und sich da niedergelassen hat, wodurch denn die von J. Cäsar im eroberten helvetischen Lager gefundenen griechischen Schreibereyen ziemlich erklärt sind. So viel ist gewiß, daß ein Theil des kleinen Landes im IX. Jahrhundert noch besser angebaut war, als heut zu Tage. Es liegt an der südöstlichen Grenze des Cantons Freyburg, ist nur sechs Stunden lang und drey breit. Auf einer Fläche von 18 Stunden lebt da nur eine Bevölkerung von 18,000 Menschen, die sich durch ihre ganz eigenthümliche Gestattung und Lebensart von ihren Nachbarn auszeichnen.

Das Greyerzer Land ist auf jeden Fall das gebildetste im ganzen Canton. Die Leute haben aber auch da weniger zu thun als anderswo. Hier wechseln die Arbeiten nicht mit der Jahreszeit, sondern hören im Winter fast ganz auf, und die Einwohner sind in ihren Dörfern mehr in unmittelbarer Berührung. Es ist ein ewiges Rosen. Die Greyerzer, die aus Burgund und aus andern fremden Ländern kommen, werden ausgefragt und müssen Alles haarklein erzählen, was sie von ausländischer Art, von fremden Gesezen, Sitten und Gebräuchen haben kennen lernen. Dazu kommt — was im Canton Freyburg zu verwundern ist — daß so ziemlich alle lesen und schreiben können, denn schon seit zwey Jahrhunderten hat jedes Dorf seine Schule. Man liest die Zeitungen, und in manchem Dorfe werden mehrere gehalten, besonders die Lausanner.

Simple Bauern halten französische Blätter und theilen sie andern gutmüthig mit. Enthalten die Zeitungen etwas Interessantes, so kommen alle Männer und erwachsenen jungen Leute unter der Linde zusammen, es wird vorgelesen, Glossen gemacht, geklaungiebert, hinüber und herüber gestritten, und zwar manchmal mit einem Scharfsinn, mit einem so richtigen Blick, wie er nicht immer bey vielbelesenen Männern gefunden wird. Das Volk in England soll einen sehr feinen politischen Tact haben. Ich möchte behaupten, die Greyerzer sehen ihnen darin um Nichts nach und würden sie vielleicht noch übertreffen, wenn ihr öffentliches Leben so im Großen entwickelt und gestaltet wäre, als das der Engländer. Bey ihrer Municipalverwaltung müssen sie täglich über das öffentliche Wohl ihrer Kleinen Gemeinheit streiten und verhandeln. Dadurch werden sie denn wie die Engländer gar positive Menschen. Johann Müller hat schon in seiner Schweizergeschichte gesagt, daß sie zu dem schönsten und kräftigsten Menschenschlag in der Schweiz gehören. Ihre Gemeindeverfassungen sind, wie fast alle Männervereine, ein offnes Schlachtfeld der Leidenschaften mit ihrer rechten und linken Seite, unter dem Präsidium eines Syndicus, der oft nicht weniger Mühe hat, die Redner in den Grenzen des Gegenstandes zu erhalten, als der Präsident der französischen Deputirtenkammer. Die großen schwülstigen und doch nichtsagenden Worte und Phrasen sind in solchen Greyerzer Versammlungen nicht so häufig und nicht so lächerlich wie in Paris, sie fehlen aber auch nicht. Überdies folgt bey ihren Reden ein stehendes Wigwort dem andern, denn dieß ist ihre starke Seite, und sonst ist ihnen die parlamentarische Tactik auch nicht fremd. Die Greyerzer sind gut und fröhlich von Haus aus. Mit Milde kann man Alles bey ihnen ausrichten, noch mehr aber mögen sie passend eingestreuten Wig, den sie leidenschaftlich gern haben. Mit einem Worte, man muß ihnen freundlich um den Bart gehen, mit Gewalt ist bey ihnen nichts auszurichten.

Chemals herrschte zwischen den einzelnen Dörfern des Ländchens Eifersucht und Brotneid, die zuweilen blutige Folgen hatten. Dieß hat sich aber seit ungefähr zwanzig Jahren gelegt. Streit und Zanck ist ziemlich selten, wiewohl ihnen zu Zeiten der Wein zu Kopfe steigt. Beym Handel und Wandel spielt der Wein und die Redensart: payez bouteille eine große Rolle und er macht viel Ungerades gerade. Sparsamkeit ist bey ihnen nicht zu Hause, und sie verstehen das Rechnen nicht. Sonntags ist nichts zu theuer, da will Jeder den Generösen spielen. Mit einer Art von Stolz sehen sie da auf den Handwerksmann, denn sie hängen noch an dem Vorurtheil aus dem goldenen Zeitalter, daß der Ackerbau der erste Stand sey. Wie das Land seiner Beschaffenheit nach in zwey Haupttheile, in Ober- und Unter-Greyerz zerfällt, so auch die Einwohner. Beyde haben so ziemlich dieselben guten Eigenschaften, aber nicht dieselben Fehler. Die Ober-Greyerzer, die an das Waadland grenzen, trinken weniger und sind sparsamer. Bey ihnen zeigt sich auch die freymüthige, rechtliche Höflichkeit, die in dem Lande noch nicht übertriebener und mißverständener Civilisation gemichen ist. Schwerlich finden sich anderswo herzlichere Leute. Besonders hängen sie an ihren Pfarrern, denen es darum auch nicht an Milch, Rahm und Butter fehlt. Hätten sie etwas mehr Energie und festen Willen, so müßte man sie unbedingt den Einwohnern von Nieder-Greyerz vorziehen.

Die Frauen haben in diesem Ländchen ein angenehmeres Leben, als alle andern Schweizerinnen, denn es werden ihnen keine andern Arbeiten und Beschäftigungen zugemuthet, als die im Innern des Hauses, und manchmal ein

Bischen Heumachen und Landbau in der schönen Jahreszeit. Daher haben sie auch eine überaus weiße und zarte Haut, die man in andern Gegenden des Cantons umsonst bey dem weiblichen Geschlechte sucht. Sie sind sehr reinlich und nett angethan, und um Alles in der Welt willen greifen sie keinen Roggen ohne Handschuh an, denn nichts fürchten sie mehr, als sich die Haut zu bräunen oder Schwielen in den Händen zu bekommen. Drum sagt man ihnen auch nach, daß sie ein Bischen Kokett sind, jedoch auf gute Art. So ist es auch. Die Mädchen setzen großes Verdienst, Würdigkeit und ihren Ruhm darein, mehrere Anbether zugleich zu haben, ohne daß sie Einem mehr Hoffnung geben als dem Andern, und darin zeigen sie eine bedeutende Geschicklichkeit, Gewandtheit und Verstellungskunst. Diese Kunst aber will ich eben nicht rühmen und als Beweis ihrer idyllischen Einfalt anführen. Wenn sie sich nicht so leicht hingeben als Andere, so geschieht dieß nur aus Dünkel und Speculation, nicht aus tiefem Tugendgefühl. Eine gute Eigenschaft haben sie vor den Männern voraus, sie sind sparsamer. Ihr Stolz ist, Kisten und Kasten voll Leinwand zu haben, und keine andere als selbstgespinnene zu tragen. Dabey ist leider zu bemerken, daß sie das ächt weibliche Spinnen und Weben versäumen, seitdem sie sich mit dem Flechten der Strohüte abgeben. Außerdem machen ihnen ihre Männer noch den Vorwurf, daß sie den Kaffeh zu sehr lieben. Die strengen Censoren sollten doch ja damit stillschweigen und lieber bedenken, wie viel sie selbst in Wirthshäusern und Schenken verthun.

Mit jeder Jahreszeit gib'ts andere Vergnügungen im Greyerzer Lande. Im Frühling wird Boule gespielt, wozu Kraft und Geschicklichkeit gehört. Im Sommer schieben sie Kegel und schießen nach der Scheibe, wobey sich viele treffliche Schützen hervorthun. Schemals wurde Jahr aus Jahr ein getanzt, jetzt aber ist's nur noch viermal im Jahr erlaubt. Diese Beschränkung wurde erst im Jahre 1824 gemacht, und da sie seitdem unzähligemal übertreten worden ist, so läßt sich denken, daß sie nicht lange mehr bestehen wird. Über denselben Gegenstand sind seit zwanzig Jahren unzählige Verordnungen gemacht worden, aber immer umsonst, denn sie hatten nur einen Erfolg, nemlich den, die Achtung vor den obrigkeitlichen Befehlen zu vermindern. Der Tanz ist ein Theil der schweizerischen Landesitte, es ist unpolitisch ihn abschaffen zu wollen, wenn es auch möglich wäre. Sehen wir zurück, was in dieser Beziehung in der Vorzeit geschah. Als nach der Reformation ein Theil des Greyerzer Landes an Bern kam, wandten die Herren Drohungen, Strenge und Milde an, aber immer umsonst. Die Leute änderten die Religion, tanzten aber nach wie vor.

Eben so wird es wahrscheinlich mit den Bénichons gehen, die man auch abzuschaffen bemüht ist. Eigentlich sind damit nur die Tänze bey den Bénichons gemeint, bey denen es allerdings etwas frey zugeht. Das Wort kommt von benédiction, und findet sich im Englischen benison (Macbeth II.) fast gleichförmig. So heißen die Dorffeste, wenn Hochzeiten gefeyert werden und dabey die Verwandten zusammenkommen. Dabey sitzen die Väter hinter der Tafel und der Flasche, die jungen Leute tanzen und springen. Sie sorgen für die Musik und ernennen dafür eine ordentliche Behörde, die immer für ein Jahr ernannt wird und aus einem Gouverneur de la jeunesse mit zwey Rätthen und einem Cassier besteht. Das Fest beginnt am Ende der Vesper. Die Musik beginnt aufzuspielen. Die jungen Leute putzen sich mit den Bändern und Blumensträußen, welche ihnen ihre Mädchen geben, und treten an den Ausgang der Kirche. End-

lich ist die Vesper zu Ende und die Mädchen kommen heraus. Sie geben sich alle Mühe, um ihre Freude und Lust unter einem anständigen und modesten Außern zu verbergen. Endlich beginnt der Tanz. Dabey werden auch die Greife in der Erinnerung an ihre Jugendtage wieder jung. Den ganzen folgenden Tag geht es so. Endlich kommt der dritte Tag heran und dabey findet es sich häufig, daß man die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und zu viel ausgegeben hat. Diese Bénichons sind besonders in Willard-sous-Mont recht im Schwange.

Älter als sie und in die graue Vorzeit zurückreichend sind die Koraulen, deren Name unstreitig von dem griechischen *Κορός* und *αὐλὴ* d. h. Tanz nach der Flöte herkommt. Es sind Rundtänze, die mit Chorgesängen begleitet werden, in denen Liebesklagen, Satyren, galante Abenteuer u. s. w. bunt unter einander gemischt sind. Ehemals hatten diese Koraulen großen Einfluß auf die Gemüther, in neuerer Zeit wurden sie aber immer seltener und sind seit ungefähr zwanzig Jahren ganz aus dem Greyerzer Lande verschwunden. In der Volkssage lebt noch die Erinnerung an die Koraule fort, welche unter allen die berühmteste ist. Eines Tages wollte der Graf von Greyerz in sein Schloß zurück, da fand er am Fuße des Berges einen Haufen junger Bursche und Mädchen, die Koraule tanzend. Darüber war der Graf sehr erfreut, denn er liebte gar sehr dergleichen Lustbarkeiten. Er nahm daher gleich das hübscheste Mädchen bey der Hand und tanzte mit ihr, wie die Andern. Darauf schlug einer der jungen Bursche vor, der Seltsamkeit wegen, und damit sich die Nachkommen immer davon erzählten, bis zum nächsten Dorfe Enney zu tanzen. Gesagt, gethan. Aber auch hier wollte die Koraule noch kein Ende nehmen, sondern tanzte bis zum Schlosse Or im Oberland. Durch alle Dörfer, wo sie durchkam, schlossen sich die Mädchen und jungen Bursche an, so daß ihre Zahl zu mehreren Hunderten angewachsen war, als sie in Or ankamen und da vom Grafen trefflich bewirthet wurden. Diese Koraule machte also mehr als vier Stunden und heißt bis auf den heutigen Tag *la grande coquille*, oder die große Muschel. — Ich habe mir oft von Leuten erzählen lassen, welche diese Koraulen noch gesehen haben. Es muß wirklich etwas Zauberisches gewesen seyn, besonders in den ersten Herbsttagen, wo die Hitze nicht mehr so arg ist. Da ziehen malerische, dünne Wolken an den Häuptern der Berge herum, bald höher, bald tiefer. An den Festtagen, besonders aber um Michaeli, nach der Vesper versammelte sich die Jugend aus der umliegenden Gegend bey dem kleinen Gehölz in der Ebene zwischen Niaz und Buipens. Die Koraule setzte sich bald in Zug. An ihr gingen verwundernd und manchmal auch auf den Wiesen weidlich springend die Herden vorüber, die von der Weide nach Hause zurückkehrten, viele hundert Glocken in schönster Stimmung ertönten, die niedergehende Sonne vergoldete Berge und Alpen. In der Beschreibung von Achilles Schild kommt eine gar reizende Stelle vor, da wo Homer den ländlichen auf dem Schilde vorgestellten Tanz beschreibt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, die griechisch geheißenen Koraulen stammten von jenen griechischen Tänzen ab. Noch einmal! es ist recht zu bedauern, daß diese anziehenden, so poetischen Koraulen seit längerer Zeit aus dem Lande verschwunden sind. Man findet sie nur noch in Freyburg, Romond und Estavayé am Neuenburgersee, aber sie sind lange nicht so anmuthig wie ehemals im Greyerzer Lande.

Dagegen erhielt sich da eine alte Volkssitte in voller Kraft, die auch in dem angrenzenden Berner Lande tiefe Wurzel geschlagen hat. Ich meine die *Beillé*,

wo die jungen Bursche des Nachts vor das Fenster ihrer Mädchen steigen und sich da mit süßen Worten, Kuß und Händedruck unterhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele des Hrn. Henkel.

Hr. Henkel hat am Dienstag, den 15. April, die Reihe seiner Gastspiele auf unserer Hofbühne mit der Rolle des Zimmermeisters Klarenbach in Zffland's „Advocaten“ beschlossen, nachdem er zuvor, außer den in unserm frühern Bericht besprochenen Darstellungen, noch in zwey Rollen, nemlich als Michel Angelo in Hlenschläger's „Correggio“ und als König Philipp in Schiller's „Don Carlos“ aufgetreten war. Die drey erwähnten Rollen waren uns in doppelter Hinsicht interessant, nicht allein wegen des mehrfach Verdienstlichen, das Hr. Henkel darin leistete, sondern auch weil sie uns eine ausdrückliche Bestätigung unserer früher geäußerten, natürlich mehr auf Folgerung als auf Erfahrung beruhenden Ansicht zu enthalten schien. — Die äußere und innere Individualität des Michel Angelo, über den die Nachwelt gleichsam in Verlegenheit gesetzt ist, welchen von den dreyen sie in ihm mehr anzusaunen habe, ob den Maler, den Bildhauer oder den Baumeister, ist von dem Dichter des „Correggio“ so klar und unvergreiflich hingestellt, daß der Darsteller wohl kaum die geschichtliche Tradition zu Hülfe zu nehmen braucht, um ein vollständig abgerundetes Bild jenes mächtigen Kunstheroen wiederzugeben. Hr. Henkel hatte die geistigen Anweisungen des Dichters recht gut verstanden, benutzte aber zugleich die Vortheile, welche die eigene Persönlichkeit ihm darbot, um auch in der äußern Form das Grandiose der Erscheinung zu vervollständigen; Mäße, Haltung, Gesichtszüge, besonders die schöne, charakteristische Bildung des Kopfes, führten uns eine jener Gestalten vor die Augen, wie sie aus den Werken jener kräftigen Zeit auf die unfrige herüberschauen, aber weder ihres Gleichen im Leben, noch ihre Bildner im Stein oder auf der Leinwand finden. Schade war es, daß, die fremdartige, nicht immer natürliche Eigenthümlichkeit unsers Gastes in Sprache und Declamation, die wir nur ungern mit dem so nahe liegenden Namen Manier belegen möchten, gerade in dieser Rolle nicht ganz überwunden werden konnte und einen Theil des sonst wohlthätigen Eindrucks verwischte. Manche gewiß recht gut gedachte, gut gespielte Stelle büßte dadurch jene Wärme in dem Charakter Buonarotti's ein, welche zwar nicht immer sichtbar emporlodern, aber desto dauernder unter der Asche glimmend bezeichnet werden soll. — Wir können von dieser Vorstellung nicht scheiden, ohne den H. Löwe und Korn, welche als Correggio und Giulio Romano in diesem deutschen Ehrenranze der einfügen italiischen Künstlergröße das Kleeblatt voll machten, unsern Dank für ihre trefflichen Darstellungen zu wiederholen. — In einem sehr hohen Grade verdienstlich fanden wir Hr. Henkel's Leistung als König Philipp von Spanien. Von allen den Zügen, mit welchen der Dichter jenen Charakter gezeichnet hat, haben wir eigentlich keinen ganz vermißt, die meisten aber mit großer Wahrheit und entschiedener Wirkung zurückgegeben gesehen. Das Urbild ist mit Ausnahme eines einzigen, man könnte sagen, unbewachten Momentes so weit von aller Weichheit und Herzlichkeit entfernt, daß jene scharfen, kalten Formen einer würdevollen, imponirenden Repräsentation, welche Hr. Henkel besonders in seiner Gewalt hat, gerade hier am vortheilhaftesten zu verwenden waren, und folglich der unstreitig richtigen Erkenntniß der Aufgabe am wirksamsten zu Hülfe kommen mußten. An mehreren Stellen war das Spiel unsers Gastes recht eigentlich vortrefflich zu nennen, und wir sehen nicht an, diese Rolle, im Ganzen wie im Einzelnen, für seine gelungenste zu erklären. Das Publicum schien diese Ansicht zu theilen, indem es wiederholt die wärmsten Beweise seiner vollkommenen Befriedigung gab. — Weniger als in den vorhergehenden hat uns Hr. Henkel in seiner letzten Gastrolle als Zimmermeister Klarenbach in Zffland's „Advocaten“ angesprochen. Obwohl richtig und tadellos in Auffassung und Haltung des Charakters, schien ihm doch ein Haupterforderniß desselben abzugehen oder wenigstens nicht im hinreichenden Maße vorhanden zu seyn, jene einfache, biederherzige Innigkeit des Bürgers und Vaters, welche allein dem sonst etwas einfärbigen Gemälde des Dichters Interesse und Mannigfaltigkeit geben kann. Wir waren gewohnt, diesen Grundton des Charakters von manchen Künstlern der frühern Zeit mit hinreichender Wahrheit auf ihre Darstellung übertragen zu sehen, und Erinnerungen solcher Art

wollen entweder vergessen gemacht oder gar nicht aufgegriffen seyn. Doch soll diese Bemerkung, die wohl nur aus einem Gefühl der Dankbarkeit für das Vergangene entsprang, dem Verdienste unsers Gastes, welches sich auch heute in jeder andern Hinsicht aufs Neue bewährte, keinen Eintrag thun; er hat den günstigen Eindruck, den seine Leistungen im Allgemeinen hervorbrachten, erhalten, ja sogar verstärkt, und nimmt das wohlverworbene Zeugniß eines sehr tüchtigen, verständigen Bühnenkünstlers mit.

Antrittsrollen des Hrn. Kettich.

Hr. Kettich, vom ehemaligen Hoftheater zu Cassel, ist als neuengagirtes Mitglied unserer Hofbühne in dreyn Debütrollen aufgetreten, und zwar als älterer Broot in Iffland's „Mündeln“, als Ferdinand in Schiller's „Cabale und Liebe“ und als Don Carlos in dem gleichnamigen Trauerspiele desselben Dichters. — Man hat häufig, wenn von Bühnenkunst im Allgemeinen die Rede war, die Bemerkung gemacht, daß die neuere Zeit überhaupt, besonders aber in dem Fache jugendlicher Helden und Liebhaber, viel weniger ausgezeichnete Talente geliefert oder ausgebildet habe, als die frühere, die man deshalb auch immer die gute, die goldene Zeit des deutschen Bühnenwesens zu nennen pflegt. Es mag etwas Wahres in dieser Beobachtung liegen, und wenn man die gesammten Bühnen Deutschlands nach ihren heimatischen Resultaten und nach ihren Gastsendungen in das Ausland überblickt, vorausgesetzt, daß das oben gebrauchte Wort in seiner strengsten Bedeutung genommen wird, so fñhlt man sich verlußt, der so oft wiederholten Klage beizustimmen und anzunehmen, daß die deutsche Bühnenkunst wenigstens nicht im Fortschreiten begriffen sey. Es würde zu weit führen, den Grund oder Ungrund solcher Voraussetzung darzuthun und zu untersuchen, ob entweder die Forderungen der Zuschauer sich vergrößert und vervielfältigt haben, oder ob das physische wie das intellectuelle Vermögen unserer jungen Künstlergeneration den Aufgaben der Bühnendichter wirklich nicht wie früher gewachsen sey; nur so viel wollen wir aus jener Bemerkung entnehmen, daß, wenn wir sie mit den Erfahrungen unserer Tage, in Bezug auf den äußern Erfolg, zusammenstellen, sich ein unverkennbarer Widerspruch zwischen beyden ergibt, indem wenigstens dem Publicum der Vorwurf nicht gemacht werden kann, es an Aufmerksamkeit, Anerkennung und Beyfall jemals fehlen gelassen, und somit das oben erwähnte Prädicat öfter, als es vielleicht verdient war, ausgesprochen zu haben. Wollen unsere jungen Künstler in solcher Freygebigkeit einen Sporn zum Eifer, zur Wahrheit, zur Vollendung erkennen, so läßt sich auch diese in Zeichen der Zeit eine gute Seite abgewinnen, und die Kunst der kommenden Tage gewinnt durch die verschwenderische Großmuth der Gegenwart. — Hr. Kettich hat sich vor einigen Jahren, ehe er seine Wanderjahre ins Ausland antrat, dem Publicum seiner Vaterstadt durch ein paar recht erfolgreiche Gastrollen, empfohlen, und ist bey seinem Eintritt in den Kreis unserer Kunstanstalt mit vielem Wohlwollen und großen Hoffnungen empfangen worden. Die Eigenschaften, mit denen die Natur ihn für seinen Beruf ausgerüstet hat, sind von nicht geringem Werthe, ein ansehnliches, wohlgebildetes Äußere und ein zwar nicht in allen Tönen gleich wohlklingendes, aber kräftiges, ausdauerndes, großer Anstrengung fähiges Organ. Mit diesen ihm verliehenen Vorzügen verbindet Hr. Kettich die erworbenen einer gebildeten, feiner und dialektfreyen Sprache, und einer sicheren, von Aufmerksamkeit auf sich selbst wie auf Andere zeugenden Haltung. Wie wirksam die genannten Eigenschaften verwendet werden können, und namentlich in solchen Rollen, die man ihrer Natur nach dankbare nennt, weil das Mitgefühl der Zuschauer an dem Helden sich unwillkürlich auf den Darsteller überträgt, davon lieferten die dreyn in Rede stehenden Leistungen den überzeugendsten Beweis. — Die Rolle des Philipp Broot gehört namentlich zu jenen dankbaren Effectrollen; es läßt sich daher erwarten, daß Hr. Kettich alle ihm zu Gebote stehenden Mittel benutzt habe, um dem ritterlichen Verfechter der Wahrheit und Unschuld sein unveräußerliches Anrecht zu sichern. Die ersten Scenen ließen in der Bezeichnung des Charakters und der Vorbereitung auf die endliche Entwicklung desselben wohl manches zu wünschen übrig, was der Dichter zwar nur kurz, aber doch erkennbar angedeutet hat, besonders in jener Selbstschilderung vor der Familie des Kaufmanns; aber die folgenden Scenen mit dem Vicedom überwältigten solche Einwendungen, und lassen sie nicht einmal wieder zu Worte kommen, da die feurige Beredsamkeit des Advocaten der Menschheit alle Gegenrede, selbst die der Kritik, verstummen macht. So willig wir uns auch von dem allgemeinen Ströme mit fortreißen ließen, so glauben wir doch bey kälterem Blute der Wahrheit die Bemerkung schuldig zu seyn, daß selbst die glänzendsten Tiraden und Ein-

genheiten, so wirksam sie auch für den Augenblick sich erweisen mögen, doch jener lebensdigmachenden Schöpferkraft nachstehen müssen, welche das Ganze eines Charakters mit wahrer Bildnerfähigkeit zusammenfaßt und dann erst seine kleineren Details ausarbeitet. Eine Menge kleiner, zerstreuter Siege beurkunden zwar die Fähigkeit des Vorpostenführers, beweisen aber auch, daß er es nur mit Scharmühe zu thun hatte; ein großer, allgemeiner, unzerpflatterter Triumph ist dem Feldherrn allein vorbehalten, dessen Talent das Ganze wie das Einzelne überschaut. — Die Rolle des Ferdinand in „Cabale und Liebe“ ist für den Darsteller eine ungemein schwierige Aufgabe, nicht als ob der Charakter so gar schwer zu begreifen und zu gestalten wäre, sondern weil eigentlich gar kein Charakter vorhanden ist, statt dessen aber eine wunderbare Mischung von glühender, verzehrender Leidenschaft und kalter, spitzfindiger Dialektik, von warmer, vertrauensvoller Offenheit und finsterner, argwöhnischer Verschlossenheit, kurz, von den verschiedenartigsten Extremen, die vielleicht jemals in eine zwanzigjährige Jünglingsseele zusammengedrängt worden. Es gehört daher eine ganz eigenthümliche Ergänzungskraft des Darstellers dazu, alle diese Widersprüche zu einem nur einigermaßen erfreulichen Ganzen zu verbinden, wenn er sich anders nicht damit begnügen will, durch die Kernsprüche des Dichters, gleichsam stoffweise, die Menge zu blenden. Hr. K e t t i c h ließ sich von der verführerischen Außenseite vielleicht allzu häufig zu einem gewissen rhetorischen Prunke verlocken, der zwar seine Wirkung nach außen nicht leicht zu verfehlen pflegt, aber doch nicht das eigentliche Ziel seines Strebens seyn sollte, um so weniger, wenn die gewaltsame Anstrengung der physischen Mittel manchmal bis zur äußersten, sehr gefährlichen Grenzlinie des Erlaubten führt. Dagegen haben wir das wahrhaft Verdienstliche in vielen Szenen mit gebührendem Lobe hervorzuheben, und namentlich der Schlussscene des zweiten Actes, der Scene mit der Lady und der ganzen letzten Hälfte des fünften Actes als recht gelungener, mit Gefühl, Feuer und Kraft durchgeführter Leistungen zu gedenken. — Die geistigen Bestandtheile des Don Carlos lassen sich vielleicht in dem einzigen Worte *R e g e i s e r u n g* zusammenfassen, wenn wir diesen wenigstens unzweideutigen Ausdruck für den sonst wohl bezeichnenderen: *S c h w ä r m e r e y* gebrauchen wollen. Sie ist die hochauflodernde Flamme, die vom Anfange bis zum Ende die Schöpfung des uns sterblichen Dichters beleben muß, wenn wir seine Meinung klar und ganz erkennen sollen; allein es gehört sehr viel Brennstoff dazu, eine solche Flamme ununterbrochen zu nähren; darum haben wir, ein paar seltene Ausnahmen abgerechnet, so wenig vollendete oder nur genügende Darsteller des Don Carlos gesehen. Redekünstler haben sich genug gefunden, welche der Versification des Dichters Genüge leisteten, aber nicht jene begeisterten Naturen, die in seine Ideale einzugehen und ein Leben zu reproduciren verstanden. Wie er es empfunden, wie er es gedacht, wie er es gedichtet hatte. Hr. K e t t i c h hat sich mit seinem Carlos die redlichste Mühe gegeben, und brachte durch das Feuer und die Kraft seiner Rede, durch das unverkennbar hervorbrechende Gefühl an den meisten Stellen eine eben so allgemeine als wohlthätige Wirkung hervor. Er empfing auch an diesem Abend wie an den vorhergehenden seines Auftretens die ermunterndsten Beweise des Wohlwollens, und wir wünschen für ihn wie für die Anstalt, der er nunmehr angehört, nichts sehnlicher, als daß dieses Wohlwollen sich nach Maßgabe seines Verdienstes erhalten und vermehren möge.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Mittwoch, den 16. May, zum Vortheile des Schauspielers Friedrich Spielberger zum ersten Male: „Der falsche Schlüssel,“ Drama in 3 Aufzügen, nach Fredesic und Lagouyrie.

Die Angabe, daß dieses Stück zum Vortheile des Hrn. Spielberger bestimmt sey, bewahrheitete sich durch die Anwesenheit eines zahlreichen Publicums; ob es aber zum Vortheile des Gesammtes der Zuschauer gegeben worden, ist eine andere Frage, die wohl Niemand bejahend wird beantworten wollen, der noch den Sinn für etwas Besseres bewahrt hat. Dieß Drama gehört unter die sogenannten Effectstücke, für welche die Direction dieser Bühne eine besondere Vorliebe zu hegen scheint. Ein brauer, reicher Kaufmann, Dürval mit Namen; sein erster Commis Paul, ein Charakter, von dem wir unserer lieben Mutter Erde eine erkleckliche Quantität Exemplare wünschen, um sie aus einem Jammerthal in eine Engelsheimat umzuwandeln; und Dürval's Sohn Eduard, ein durch Spielsucht verlockter junger Mann, der Paul zu seinem Vertrauten gemacht hat, bilden den Grundstoff dieser dramatischen Suppe. Eduard möchte gerne von den Spielern, denen er bedeutende Summen schuldet, sich losmachen. Da

ihm aber Bosny, einer derselben, droht, dem Vater Alles zu entdecken, so macht er, von Verzweiflung getrieben, durch Hülfe eines falschen Schlüssels, den ihm Bosny verschafft, Eingriffe in die väterliche Cassé, und wurde beynahe bey einem derselben überrascht, wenn nicht Paul, welcher von dem falschen Schlüssel nichts weiß und ihn, vermeinend, Dürval habe vergessen, den Schlüssel von der Cassé abzuziehen, in die Tasche steckt, Dürval's Aufmerksamkeit von der Casséthüre abwendete. Den folgenden Tag will Paul abreißen, um seinem in Sclavenketten schmachtenden Vater die Freyheit zu verschaffen. Unterdessen gewahrt Dürval den Abgang in der Cassé, wirft seinen Verdacht auf Paul, da sogar der Vater, von unbekannter Hand ausgelöst, zurückkommt und Dürval das Kästchen, worin eine von ihm für Paul aufgesparte Summe bewahrt wird, in dessen Putte findet, wohin es Eduard gelegt hatte. Nun gibt es einige eben nicht sehr erbauliche Scenen zwischen dem von seinem Sohne Bestohlenen und Paul, der nicht müde wird, seine Unschuld zu betheuern, ohne jedoch, da ein Schwur ihn bindet, den Dieb zu nennen. Endlich löst sich das Räthsel, indem der Spitzbube Bosny, gerade zu rechter Zeit eingefangen, Alles bekennt, was er weiß. Eduard, der sich „in des Meeres Wellen“ stürzt, wird von Paul gerettet, und nun beginnt eine, jedes empfindsame Herz zu Thränen rührende Versöhnungsscène; Paul heirathet Dürval's Tochter, die er seit Langem heißer geliebt, und er aber aus Edelmuthe seine Liebe bisher nicht kund gegeben; und Eduard muß fort in einen fremden Welttheil, wahrscheinlich um ein gehöriges Lager von Tugend aufzusapeln, da ihm auf hiesigem Plage der Vorrath ausgegangen. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, oder, um minder poetisch zu sprechen und mein früher begonnenes Gleichniß fortzuspinnen, als würzende Zuthat zu obbelagter dramatischer Suppe erscheinen noch ein Präsident von Monwell, ein wahrer deuses machina, welcher hülfreich überall erscheint, wo Noth an Mann ist; Dürval's liebliche Tochter, bey der jedoch die Blüthe des Naiven die Hülle noch nicht recht durchbrochen zu haben scheint, und ein Schiffs capitän, Price benamset, der, nach seiner eigenen Aussage, das Herz am rechten Flecke hat und — See wasse r weint (?). Pauls Vater und Mutter und ein Vetter von ihm sind — spr e c h e n d e Personen; mehr läßt sich wohl sonst von ihnen nicht sagen.

In einem alten Schriftsteller liest man von einem Gastmahle, welches durch die anscheinende Mannigfaltigkeit der Gerichte die Gäste in höchliches Erstaunen versetzte. „Meine lieben Freunde,“ sprach der Wirth, „wundert euch nicht, es ist Alles nur Schweinefleisch, aber auf verschiedene Art zubereitet.“ Den Wirth macht bey uns der sogenannte Dichter; er kocht und braut und quirt so lange schon hundertmal benützte Stoffe und würzt sie mit sogenannten Effectscenen, bis endlich ein Stück zum Vorschein kommt, wenn er auch zuweilen ganz im Stillen sich denken mag:

„hängt sich die Unterwelt nicht in des Rührspiels Rehen,
So will das Paradies ich in Bewegung sehn.“

Genanntes Stück hätte füglich in seiner ursprünglichen französischen Hülle bleiben können, ohne sich einen deutschen Rock anziehen lassen zu dürfen. Wir wenigstens beneiden Niemanden um eine Ausgeburt solchen Schlages, falls nicht etwa das Original von besserer Beschaffenheit ist und nur der Geist Johannes Ballhorn's, höchstseligen Andenkens, sich während der Umarbeitung auf den Verfasser herabgesehnt hat. Den rauschenden Beyfall, der während der Aufführung sich mehrere Male vernehmen ließ, dankt es hoffentlich nur dem trefflichen Spiele der H. K i n d l e r und L u c a s und der Anerkennung der sonstigen lobenswerthen Leistungen des Beneficianten, die das Publicum bey dieser Gelegenheit an den Tag legte. Auch das Mitwirken der übrigen dabey Beschäftigten verdient eine ehrenvolle Erwähnung, und obgenannte Herren wurden nicht nur nach jedem einzelnen Acte, sondern auch am Schlusse gerufen, wo Hr. S p i e l b e r g e r mit bescheidenen Worten für die Güte des Publicums dankte. Dieser falsche Schlüssel könnte, nach dem Erfolge des heutigen Abends zu urtheilen, für die Direction in einen ächt en sich umwandeln, der ihr die Cassen der empfindsamen Schaulustigen eine Zeit lang ohne Gefährde öffnet; und wenn auch durch solcherley Stücke der Geschmack des Publicums eine falsche Richtung erhielte, wenn in demselben nach und nach der Sinn für das wahrhaft Schöne unterginge, wenn die Würde der Kunst dadurch allmählig herabsänke zu gemeinem Haschen nach Knalleffecten — hätte die Direction in g e r w i s s e r Beziehung nicht dennoch sehr recht?

*) Virgil sagt zwar: „Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo;“ man wird uns aber schon verzeihen, daß wir, wenn gleich zu offenbarem Nachtheil des Metrum's, die Sache umkehren und übersetzen, als ob da geschrieben stände: „Flectere si nequeo Acheronta, Superos movebo.“

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.